

sie für das Menschliche hielten, wie sie mehr ahnend als wissend das Getriebe der Leidenschaften zu enthüllen suchten, so strebte auch Lavater, die Gesetze der Natur in der Bildung des äußeren Menschen darzulegen. Deshalb fand sein Werk einen so lauten Widerhall bei den Zeitgenossen, deshalb wanderten die Schattenrisse und Zeichnungen umher, und jeder suchte „Menschenkenner“ zu werden. Die Bewegung wurde so groß, daß sie zu einer Modespielerei ausartete, über die sich zuletzt die ätzende Lauge des Spottes ergoß. Auch in dem Spiel zeigt sich das Wesen der Zeit, die gesteigerte Selbstschätzung und Überschätzung des einzelnen. Man wollte nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich „Original“ sein, und deshalb gaben sich manche der jungen Genies Mühe, auch in der Tracht aufzufallen.

Eine merkwürdige Stelle aus dem vierten Fragmente von Lavaters Werk verdient besondere Erwähnung, weil sie den Begriff des „Genies“ behandelt und damit zugleich das auf weitestweilige Weise darstellt, was die Stürmer mit diesem Worte bezeichneten:

„Nenn's Kraft ohne ihresgleichen — Urkraft, kraftvolle Liebe! Nenn's Elastizität der Seele oder der Sinne und des Nervensystems — die leicht Eindrücke annimmt und mit einem ingerierten Zusatz lebendiger Individualität zurückschnellt — nenn's unentlehnte, natürliche, innerliche Energie der Seele; nenn's Schöpfungskraft; nenn's Menge in- und extensiver Seelenkräfte — Sammlung, Konzentrierung aller Naturkräfte; nenn's lebendige Darstellungskunst; nenn's Meisterhaft über sich selbst: — — — — —

nenn's und beschreib's, wie du willst und kannst — allemal bleibt das gewiß — das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, Unnachahmliche, Göttliche — ist Genie.“ — — — — —

Von was für Art immer ein Genie sein möge, aller Genien Wesen und Natur ist — Übernatur — Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent — Selbstleben!

Sein Weg ist immer Weg des Witzes, oder des Sturmwindes, oder des Adlers. — Man staunt seinem wehenden Schweben nach! hört sein Brausen! sieht seine Herrlichkeit — aber wohin und woher? weiß man nicht.“

Auch Lavater hat uns das Bruchstück einer Autobiographie hinterlassen: „Geheimen Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst“ (I. Bd., Leipzig 1771; II. Bd., ebendasselbst 1773). Das Liebäugeln mit sich selbst, die Bewunderung jedes edlen Gefühles, das in der eignen Seele aufsteigt; die schwächliche Reue über unedle Regungen — nirgendwo prägt es sich so aus wie hier. Das Buch ist für den Seelenforscher in hohem Grade lehrreich, macht aber doch im übrigen einen sehr unerfreulichen Eindruck. —

„Geheimen  
Tagebuch.“

Schrankenlose Empfindung oder Phantasie beherrscht mehr oder minder alle genannten Schriftsteller; Stilling, Miller, Moriz, Heinse, Lavater sind trotz der tiefen Verschiedenheiten alle Kinder der Zeit, und die zügellose Sinnlichkeit des einen, der Pietismus, die zerfließende Thränenfeligkeit des andern ruhen auf gleichem Grunde: auf dem Kampfe gegen die herrschenden Anschauungen und für die Natur, auf der Überzeugung, daß jeder das Recht haben müsse, sich nach seiner eignen Anlage auszuleben.

Wie sehr die Gefühlschwärmerei durch den Kampf gegen die nüchterne Aufklärung besonders die Entwicklung des Pietismus unterstützte, zeigen auch **Friedrich Heinrich Jacobi** (geb. 25. Januar 1743 in Düsseldorf, gest. 1819 in München) und **Matthias Claudius**.

Friedrich  
Heinrich  
Jacobi.

Fritz Jacobi, derselbe, der den Streit mit Mendelssohn veranlaßt hatte, der Bruder des Lyrikers und Freund Goethes, war schon in seiner Kindheit mystischen Anschauungen zugänglich gewesen. Mit sechzehn Jahren kam er, um sich zum Kaufmann auszubilden, nach Gera, wo er Freunde und Schriften Rousseaus kennen lernte, die bestimmend auf seine Entwicklung einwirkten. Immer mehr wuchs in ihm die schwärmerische Religiosität und der Gegensatz zu allen materialistischen Anschauungen, zugleich aber die schönseelige Gemütsweichlichkeit und Selbstbespiegelung. Ein Abbild seines Wesens geben seine Romane „Eduard Allwills Papiere“ (1775—76; dann erweitert 1792) und „Woldemar, eine Seltenheit in der Naturgeschichte“ (zuerst als „Freundschaft und Liebe“ 1777 erschienen; dann umgearbeitet unter dem genannten Titel 1779; zuletzt wieder erweitert mit einer Widmung an Goethe als „Woldemar“ 1794). Beide Werke lassen sich am besten als Zwittererschöpfungen von Philosophie und Phantasie bezeichnen.

„Alwills  
Papiere.“

Jacobi war noch weniger als die meisten Stürmer befähigt, allgemeine Anschauungen an einem besonderen Lebenslauf darzustellen, weil ihm jede plastische Bildungskraft abging. Das Stoffliche tritt hinter die Betrachtungen und Empfindungen oft so sehr zurück, daß man überhaupt zu keinem bleibenden Eindruck gelangen konnte. Der Held des ersten Romans ist von „Werther“ beeinflusst, wie das ganze Werk aus der mittelbaren Wirkung dieser Dichtung hervorgegangen war. Aber Jacobi war als Dichter eben nur Nachempfänger. So ist sein Alwills, wie er sich in den ersten Teilen des Werkes darstellt, ein echtes „Genie“, das „alles will“, gegen jede Fassung sich aufbäumt, ohne irgend etwas von den Ideen, die in seinem Hirn wie Ameisen wuseln, zu einer klaren Gestaltung zu bringen. Aber diese Zerfahrenheit liegt nicht allein in dem Helden, sondern in dem Dichter, der sie doch bekämpfen wollte. Später wurden die Briefe Alwills erweitert, neue eingeschoben, aber das Ganze ist innerlich wie äußerlich ein unerquickliches Bruchstück geblieben.



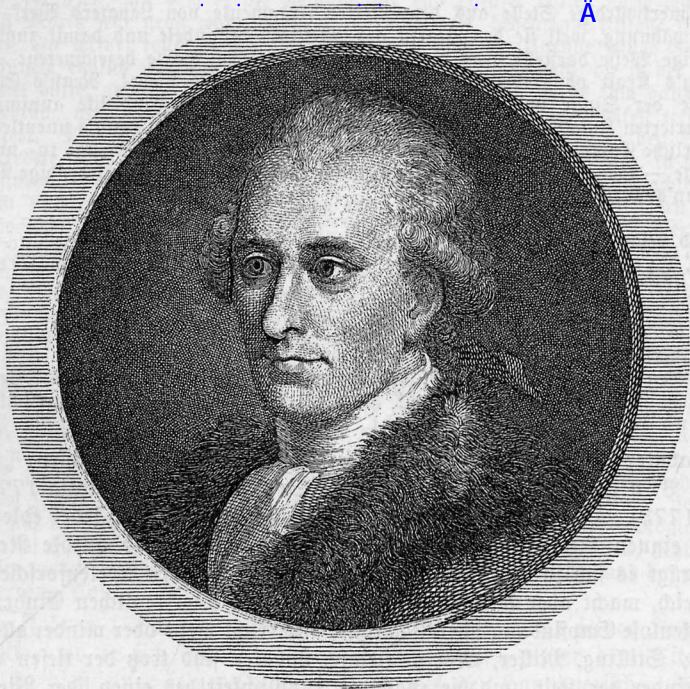
*F. H. Jacobi*

174. Friedrich Heinrich Jacobi.

Nach dem Gemälde von Eich gestochen von Geyser.

„Woldemar.“

Die gleiche Zerfloßenheit beherrscht Woldemar, den Helden des gleichnamigen Romans. Der Dichter stellt ihn zwischen zwei Frauen, deren eine, Henriette, er mit dem Geiste liebt, deren zweite, Alwine, er heiratet. Die sich an diesen Hauptstoff anlehrende Kennzeichnung der Gestalten ist unwahr, dabei in den Seelenvorgängen so japhitisch ausgeflügelt und zerrißen, daß die Menschen Jacobis dem Beurteiler unter den Händen zu nichts zerfließen. Das zwiespältige Wesen des Schriftstellers, der sein Lebenlang zwischen Gedanken und Gefühlen hin und her schwankte und niemals die volle Einheit von Kopf und Herz gewonnen hat, spiegelt sich um so unerfreulicher in seinen Romanen, weil er als Dichter Dilettant war und keine von seinem eignen Ich losgelöste Gestalt zu schaffen vermochte. Wenn ein echtes Dichterwerk uns im Menschen die Menschheit schildert, wie sich die große Sonne im kleinsten Taupfen spiegelt, so hatte ein geistvoller späterer Beurteiler, Friedrich Schlegel, recht, der als Zweck des Woldemar angab, er wolle nicht die Menschheit, sondern die „Friedrich-Heinrich-Jacobiheit“ schildern, „wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich“. Ebenso berechtigt nannte er das Buch wegen der vielen philosophischen Betrachtungen „eine Einladungsschrift zur Bekanntheit mit Gott — und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit“.



*F. H. Jacobi*

174. Friedrich Heinrich Jacobi.  
Nach dem Gemälde von Eich gestochen von Geyser.



Die übrigen Schriften Jacobis zeigen trotz ihrer oft glänzenden Darstellung, trotz der innigen Wärme, mit der er Fragen der Religion erörtert, den gleichen Zwiespalt zwischen den Bedürfnissen des Herzens und des Kopfes. Jenes ist von Gottessehnsucht erfüllt, ohne sich dem konfessionellen Glauben hingeben zu können; dieser sucht und grübelt, ohne etwas Bestimmtes finden zu können. In diesem schwankenden Zustand ist Jacobi bis zu seinem Tode geblieben. Aber doch enthalten seine philosophischen Anschauungen manches Bedeutende, durch das Jacobi weiter gewirkt hat.



*Joh. Karl August Müllers*

175. Johann Karl August Müllers.

Gestochen von M. Steinla nach dem Gemälde von Heinjusz.

(3u S. 596.)

Matthias Claudius neigte sich ebenfalls dem Pietismus, der Gefühlsreligiosität zu, ohne jedoch dem Mystizismus eines Lavater zu verfallen; dazu war er zu gesund angelegt. Bei ihm zeigte sich der Einfluß der Zeit vornehmlich in dem Streben nach Natürlichkeit, er versuchte den Sturm volksmäßig zu machen. So bildete er sich eine ganz besondere Ausdrucksart, eine Sprache voll von kurzen Sätzen, ausgelassenen Silben und mundartlichen Redewendungen. Oft gelang es ihm wirklich, den naiven Ton zu treffen, aber noch öfter verfiel er dadurch in eine verkünstelte Darstellung, die am meisten in solchen Besprechungen des „Wandsbeker Boten“ hervortritt, die über ernste poetische oder philosophische Werke Bericht erstatten. —

Matthias  
Claudius.

„Wandsbeker  
Bote.“

\* \* \*



*Joh. Karl August Münsäus*

175. Johann Karl August Münsäus.  
 Gestochen von M. Steinla nach dem Gemälde von Heinsius.  
 (Zu S. 596.)